

# Die Wohnungsnot in Bern und ihre Bekämpfung

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633314>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

einfältige Rättherli den etwas lieberlichen Schreiner von mir zu erzwingen vermocht, so sollst du heute auch deine Portiunkula haben, wie ich, mit Verdruss freilich, der andern den geschmalzten Hobelspäner zusagte. Hat man mich einmal soweit, so soll dann gleich eine Doppelhochzeit daraus werden. Und das sage ich dir, Schneider, hab' Geduld mit der Portiunkula; denn sie hat keine mit dir."

„Vater, Großvater, Urgroßvater!“ krächte der beseligte Schneider, „du machst mich überglücklich; du drückst mir den Kopf in einen Honigtopf. Sei getrost, ich werde deine Tochter auf Rosen ohne Dornen betten; vergolden will ich sie; in den Himmel hinauffahren will ich mit ihr eigenarmig, sobald ich das Fliegen loshabe. Ich will . . .“

„Der Tausendgottswillen, bezapf' dich!“ brummte der Schmied halbwegs lachend; „du bist doch ein Erzphantaster.“

Der Schneider war wieder auf den Amboss gestiegen. Weit spannte er seine langen Arme aus, strahlend vor Glück wie ein Cherub. Er hüpfte auf und machte verzweifeltere Flugversuche als ein angeschossener Fischreier, der ins Wasser fallen will. „O Portiunkula, du Ausbund der Frömmigkeit und Tugend! Heute noch soll ich bei dir im Paradiese sein! Portiunkula, Portiunkelchen!“

Der Alte zupfte ihn an der Tacke vom Amboss.

„Nimm dein Bündel und komm hinauf. Die Portiunkula wartet auf dich wie alle Abende. Tu nicht so närrisch. Der Rausch wird dir etwa bald genug vergehen.“

Und einträchtiglich, der Schneider behebend vor Glück wie ein frierendes Seidenkaninchen, stiegen sie die schmale Treppe hinauf in des Schmieds Kleinhausens Wohnstube.

Als sie eintraten, der Schneider voraus, bot sich ihnen ein ergötzlicher Anblick. Im Ofenwinkel, auf dem rotüberzogenen, kanapeeartigen Lotterbettlein, saß der dicke Schreiner Karlseff Gagelmann in seinem hobelspänebehangenen grünlichen Schurz und schaukelte des Schmieds jüngere Tochter, ein Weibsbild von wahrhaft riesenmäßigen Formen auf den Knien. Auf ihren Wangen hätten sich ein ganzes Rudel gelüstiger Schreiberlein satt küssen können; denn es waren wahre Rußallmeinden. Doch war ihr Mund nicht größer als eine Kirschke, worauf sie sich nicht wenig einbildete. Sie lachte die Eintretenden mit dem ganzen Gesicht an. „Reite, reite Köhlein! Zu Baden steht ein Schloßlein; zu Baden steht ein großes Haus,“ machte sie trällernd.

„Was fällt dir denn ein, Rättherli, du dumme Gans,“ rief der Alte, „mit dem Schreiner wie ein Kind, das noch das Geißerletschlein umgebunden hat, Reitereiterköhlein zu spielen! Jetzt bist du bald dreißig Jahre alt und tust noch wie ein Rindskopf. Schäme dich und lach nicht so dumm!“

„Ach, Vater,“ sagte das Rättherli, sich bedächtig erhebend und neben dem Schreiner stehend, wie die Riesentochter, die in ihrer Schürze Bauer und Pflug als Spielzeug forttrug, „der Schreiner ist gar ein so lustiger Fink; der kann noch mit den Knien durch die Hosen hindurchlachen. Wie soll ich denn da ein trauriges Gesicht machen, wenn ich einen so gelächerigen Liebsten habe!“

Der geschmalzte Hobelspäner lachte, daß ihm der Bauch wackelte und die roten Weintröpfchen im spärlichen blonden Rinnbart zitterten.

„O du Einfalt,“ machte schier mürrisch der Alte, „wann wirst du denn einmal verständig? Da kann man's wohl begreifen, daß man dir im Dorfe solche Namen gibt.“

Erst nannte man im Dorfe des Schmieds stattliches Rättherli die Bauernmuttergottes, und dann aber, als ihr Ueberfluß an Naivität nach und nach auskam, hieß man sie die große Dummheit.

Aber das Rättherli sagte: „O, 's ist mir gleich, was die Ratschen im Dorfe sagen, wenn ich nur meinen Karlseff habe, gelt du!“ Und damit schmakte sie ihren dicken Schreiner vor den Augen der beiden würdigen Männer ein paarmal tüchtig ab, setzte sich neben ihn an den Tafeltisch und sagte: „Es ist heut alles so lustig, ich muß heut alleweil lachen.“ Und wiederum erfüllte ihr Gelächter die ganze Stube.

„Und diese törichte Jungfrau muß ich heiraten lassen,“ machte, schier klagend, der Schmied.

„Vater,“ sagte jetzt mit fetter Stimme der Schreiner, nach dem halbvollen Glase auf dem Tafeltisch greifend, „trink mir Bescheid und spiel nicht nicht den Dornbusch im Rosengarten. Ueberlaß das Krahen, Fauchen und Budelmachen den bösen Ragen; denn es steht geschrieben, ihr sollt euch lieben. Was kann deine schöne Tochter dafür, daß es ihr gelächerig zumute ist; so wenig als ein alter Sandhase, der zeitlebens die Nase rümpfen muß. Du bist ja ihr Vater. Wirft etwa auch einmal deine lustige Woche gehabt haben. Aber eben, wenn der Sommer im Abgehen ist, hängen die Blumen die Köpfe und es kommen die Disteln hervor. Naß dem Rättherli doch die Freude! Hat un'er Herrgott deiner ältern Tochter eine schwermütige Kirchenorael in den Kopf gelegt, so hat er dafür dem Rättherli ein lustiges Sandoraelschen ins Herz praktiziert. Was hat aber ein wohlgefälligeres Aussehen vor Gott und den Menschen, eine über und über lachende Butterblume oder eine schmale, grasgrüne Sauerampfer?“ Und er begann zu singen: „Lustig sein heißt leben, Leut! Schirm uns Gott vor Traurigkeit! Seiße lustig morgen, heut! Lustig sein in Ewigkeit!“

Das dicke Rättherli munkte sich auf eine Stabellie niederlassen; es wollte umkommen vor Lachen.

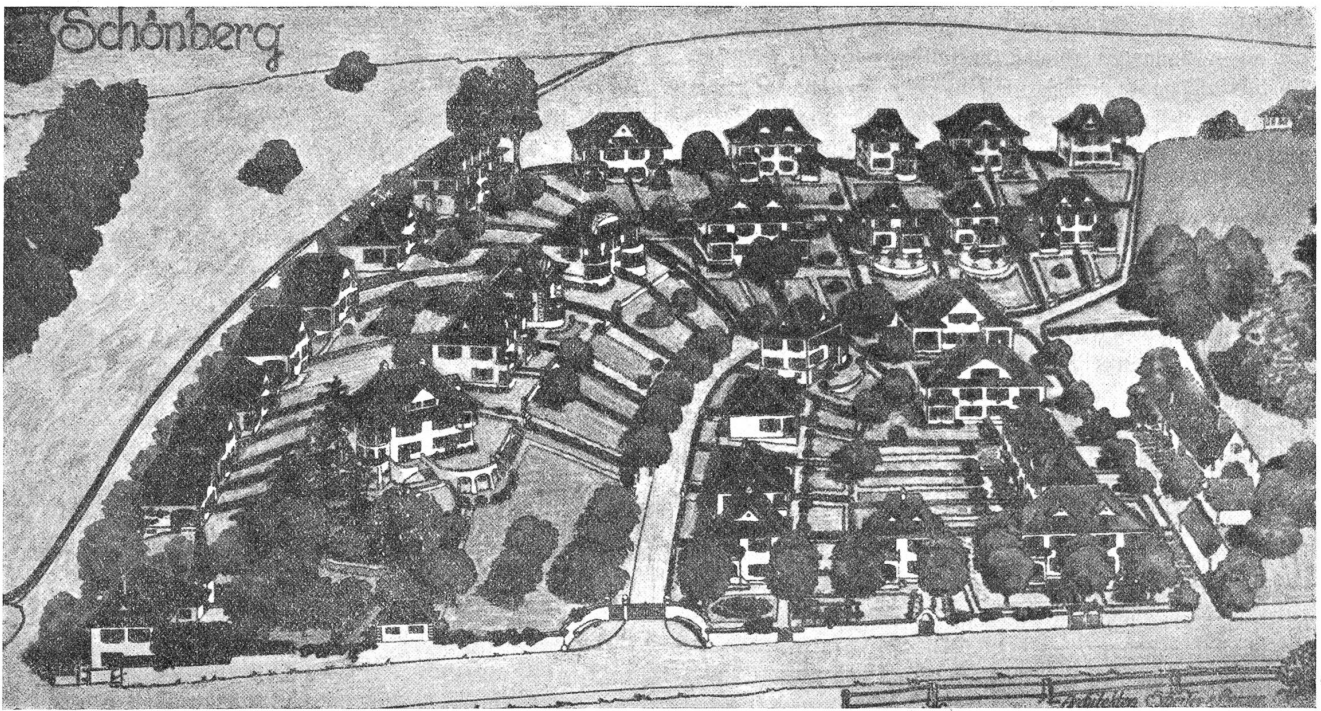
(Fortsetzung folgt.)

## Die Wohnungsnot in Bern und ihre Bekämpfung.

Die Wohnungsnot ist ein Kriegererbe wie die Hungersnot und wie die Pest. Sie ist keine lokale Erscheinung, sondern sie herrscht mit Unterschieden des Grades überall.

Sie trifft naturgemäß am schärfsten die städtischen Siedelungen und hier die am meisten, die unter besondern durch den Krieg gegebene Schwervierkeiten leiden. Die Stadt Bern kann hiefür als Musterbeispiel dienen.

Jedes Gemeinwesen stellt einen natürlichen Organismus dar mit einem permanenten Bedürfnis nach neuen Wohnungen. Dieses Bedürfnis entsteht durch den Bevölkerungszuwachs, durch den Abgang an alten Wohnmaen (Matte) und durch die Verfeinerung des Wohnbedürfnisses entsprechend dem Kulturfortschritt (vermehrte Bildung, hygienische Erkenntnis, Aufstieg der untern Klassen etc.). Die Statistik berechnet, daß auf hundert Eheschließungen zirka 70 bis 80 neue Wohnungen in Rechnung gestellt



Vogelperspektive zur Ueberbauung des Schönberg. — Architekten Scherler & Berger, Bern.

Auf 52 Bauparzellen werden Ein- und Zweifamilienhäuser, einzeln oder je zwei zusammengebaut, zu stehen kommen. Preis je 38,000—80,000 Franken ohne Terrrainkosten und Abzug der Subvention. Jeder Parzellenbesitzer wird Bauherr. Das Bauterrain misst ca. 30,000 m<sup>2</sup> und kostete incl. Straßen und Kanalisation ca. 600,000 Fr. Es wurde durch die Architekturfirma Scherler & Berger von Banquier A. v. Süsser erworben.

werden müssen, daß also die Zahl der Eheschließungen einen annähernd genauen Maßstab für die Berechnung des Wohnbedürfnisses einer Stadt und eines Landes abgibt. Die Stadt Bern benötigt normalerweise alljährlich 700 bis 800 neue Wohnungen.\*) Als Beamtenstadt hat sie eine Bevölkerung mit regelmäßigem und gesichertem Einkommen und darum auch eine relativ hohe Heiratsziffer.

Vor dem Kriege trug das Baugewerbe diesem Wohnungsbedürfnis in ziemlich befriedigender Weise Rechnung. Es erstellte in den Jahren 1910—1912 durchschnittlich jährlich etwas über 700 Wohnungen. Freilich brachte schon das Jahr 1913 einen Rückgang der Bautätigkeit (348 neue Wohnungen) und zwar infolge des Inkrafttretens gewisser gegen die Bausppekulation gerichteter Bestimmungen des neuen Zivilgesetzes, wohl auch deshalb, weil der Krieg schon seine Schatten vorauswarf. Denn bekanntlich reagiert das Baukapital am empfindlichsten auf die Anzeichen kommander Depressionen, weil das Wohnbedürfnis elastischer ist als andere Lebensbedürfnisse und in flauen Zeiten zurückgehalten werden kann. Umso peinlicher wurde dann die katastrophale Wirkung des Krieges auf dem Wohnungsmarkt unserer Stadt empfunden.

Wie kam das Wohnungselend in Bern zustande? Der Krieg stürzte die Staaten und Gemeinwesen in riesige Kosten. Die staatlichen und kommunalen Anleihen absorbierten das Kapital. Leider kam es keinem Menschen in den Sinn, die Geldverleiher in gleicher Weise zum Kriegsdienste heranzuziehen, wie dies mit den übrigen Leuten geschah. Im Gegenteil, man bot den Kapitalbesitzern für ihre Dienste „fürs Vaterland“ noch ein Draufgeld an in der Form von höheren Zinsen. Der Zinsfuß stieg über die normalen fünf Prozent hinaus; heute ist er glücklich bei sechs Prozenten angelangt. Für das Bauhandwerk war

balb kein Geld mehr vorhanden; denn das Bauen rentierte nicht mehr. Zu der Kapitalflucht kam nämlich die allgemeine Preissteigerung, verursacht durch die Warenabnahme und gleichzeitige Geldvermehrung (falsche Notenpolitik der Nationalbank) hinzu. Die Materialpreise im Bauhandwerk stiegen ins Unerwünschte infolge einer verfehlten, nur den Geschäftsgewinn berücksichtigenden Ausfuhrpolitik. Im XII. Neutralitätsbericht ist dies schwarz auf weiß bestätigt. Dort heißt es auf S. 90: „Mit Bezug auf die Baumaterialien haben wir vor allem aus darnach getrachtet, zur Belebung der Bautätigkeit eine wesentliche Preisreduktion im Inlande herbeizuführen. Die diesbezüglichen Verhandlungen sind noch nicht abgeschlossen. Die großen Vorräte im Inlande an diesen Materialien, namentlich an Zement, Kalk, Gips etc., gestatten uns eine teilweise Freigabe des Exportes . . .“)

Als Folge der Teuerung stiegen auch die Arbeitslöhne, durchschnittlich um 103,4 % bei Berufsarbeitern und um 111,5 % bei Handlangern.\*\*\*) Die Verteuerung beim Baumaterial schwankt (je nach dem Artikel) zwischen 100 bis 500 Prozenten.

Die Kostensteigerung betrug nach Angabe bernischer Baumeister und Architekten bei einem gutbürgerlich, ausgebauten Einfamilienhaus auf Ende Juni 1919 im privaten Bau 165 %, im Stadtbauamt 185 %. Die Verhältnisse dürften bis heute nicht wesentlich andere geworden sein.

So kam es, daß der Krieg die Bautätigkeit, in erster Linie natürlich die private, vollständig lahmlegte. In den fünf Kriegsjahren 1914—1918 betrugen die Zahlen der neuerstellten Wohnungen (statt normalerweise 700—800) 85, 202 (einschließlich 10 Gemeinbewohnungen), 257, 191, 112 (53), d. h. durchschnittlich wurden nur 169,4 neue Wohnungen errichtet.

\*) Wir legen unserer Darstellung die vortreffliche Arbeit des städtischen Statistikers Dr. Freubiger über „Bautätigkeit und Wohnungsmarktlage“ im letzten „Halbjahresbericht“ des Statistischen Amtes der Stadt Bern zu Grunde.

\*) Zitiert nach Dr. Freubiger.

\*\*) Bis Juni 1919; seither ist eine neue wesentliche Steigerung eingetreten.

Verschärfend kamen die besondern Verhältnisse hinzu, unter denen Bern während des Krieges stand: Die Bundesbehörden und die fremden Gesandtschaften requirierten unzählige Wohnungen zu Bureauzwecken. Die Geschäftswelt entzog sich in gleicher Weise der Notwendigkeit, für ihre Raumbedürfnisse Neubauten zu errichten. Dazu kam der Zuzug von fremden und von einheimischen Geschäftsmachern, die die letzten Wohnungsreserven bis zum letzten Hotelzimmer und bis in die oberste Dachkammer hinauf absorbierten. Die Mietspreise stiegen rapid. Das Untermieten wurde zur Gefahr für die Gesundheit und Moralität der Bevölkerung.

Dieser Entwicklung sahen die Behörden zu lange tatenlos zu. Mittschuldig daran waren die besondern politischen Verhältnisse der Stadt Bern; der von gewissen politischen Parteien bis in die Kriegsjahre hinein sabotierte kommunale Wohnungsbau konnte das Versäumnis nur teilweise und unter riesigen Mehrkosten bloß einholen.

So mußte es zu den bekannten himmelschreienden Zuständen im bernischen Wohnungswesen kommen: zu den Wucherpreisen, zur Obdachlosigkeit Hunderte von Familien. Heute gilt ein Mietspreis von 500—800 Franken pro Zimmer als Regel für neue Wohnungen. In Notwohnungen, d. h. in Schulhäusern und Wohnbaracken waren auf Ende Juni untergebracht — 133 Familien mit 666 Personen. Unter diesen Verhältnissen leidet nicht nur der davon Betroffene, sondern es leidet darunter in hohem Maße auch der Schulbetrieb und die Jugendzucht überhaupt. Es wird schwer halten, die moralischen Schäden, die sich unter der Herrschaft der Wohnungsnot ins Volksleben einfressen, die Unbotmäßigkeit der Jugend, die Sucht nach Kino- und andern Vergnügungen, wieder durch Erziehungsarbeit auszumergen.

Wie immer während der Kriegszeit, kamen auch hier die Notverordnungen zu spät, um die eingerissenen Miß-



Überbauung des Schöenberg. — Architekten Scherler & Berger, Bern.

Bautypus: Einfamilienhäuser, zusammengebaut.

stände zu beseitigen. Die Mietskommissionen konnten immerhin viele ungerechtfertigte Mietszinssteigerungen und Kündigungen aus Gewinnabsichten verhindern.

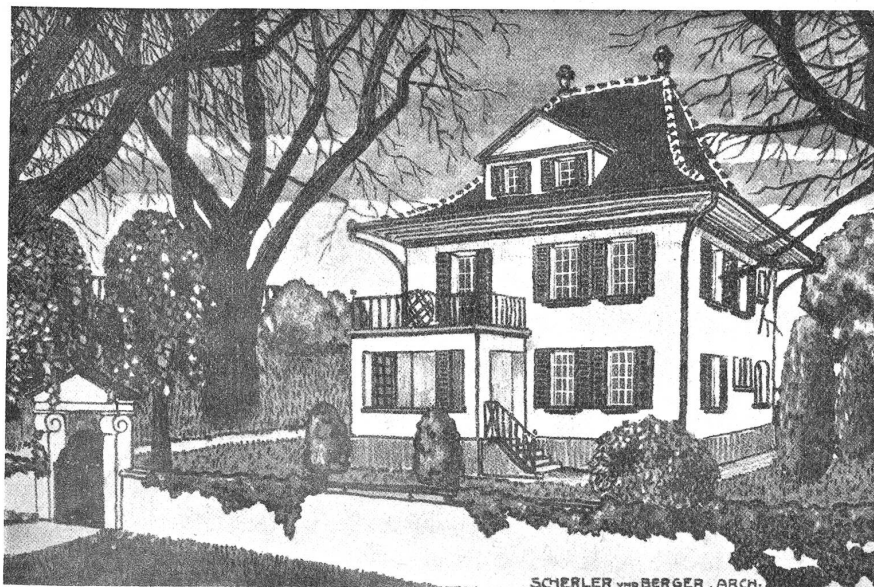
Doch haben Zwangsmassregeln im Wirtschaftsleben ihre bedenklichen Schattenseiten; sie behindern den ungestörten Blutkreislauf im kapitalistischen Wirtschaftskörper, indem sie die freie Konkurrenz, damit den Pulsschlag dieses Systems, unterbinden. Das Kapital flieht, dem Geleze der Schwere folgend, immer durch die dicksten Profitkanäle, wie wir gesehen, durch die 5—6prozentigen. Es bonfottierte sofort das Baugewerbe, als hier die Rentite ausblieb. Wenn durch Mieterschutzverordnungen die Mietpreise künstlich niedrig gehalten werden, dann kann das Bauhandwerk erst recht kein Geld mehr bekommen.

Die private Bautätigkeit starb unter diesen Verhältnissen fast vollständig ab. Die kommunale Fürsorge mußte in die Lücke treten. Sie konnte es unter den gegebenen Verhältnissen nur unvollkommen tun. Auch eine Gemeinde muß die fünf bis sechs Prozente Zins zahlen, und sie kann diese heute nur dem Steuerzahler, d. h. dem schon ohnehin Schwerbelasteten, aufladen. Zudem ist das Kapital nicht für Kommunalwirtschaft. Was es wünscht, ist die hemmungslose Ausnützung der Konjunktur. In diesem Falle die Mietspreissteigerung bis zu dem Punkte, wo das Bauen wieder rentabel wird.

Doch gegen dieses Laisser-faire sträubt sich die öffentliche Meinung. Der Kriegsausgang hat es unmöglich gemacht. Bleibt nur ein Ausweg: der Staat muß den Gemeinden beispringen.

\*

Die Bundesratsbeschlüsse vom 23. Mai und 15. Juni 1919 betreffend die Förderung der Hochbautätigkeit eröffnen die Ära der Subventionen. Sie stellen dem Wohnungsbau, dem privaten, gesellschaftlichen und öffentlichen, eine Subvention in einer Gesamtsumme von 10 Millionen und ein



SCHERLER und BERGER, ARCH.

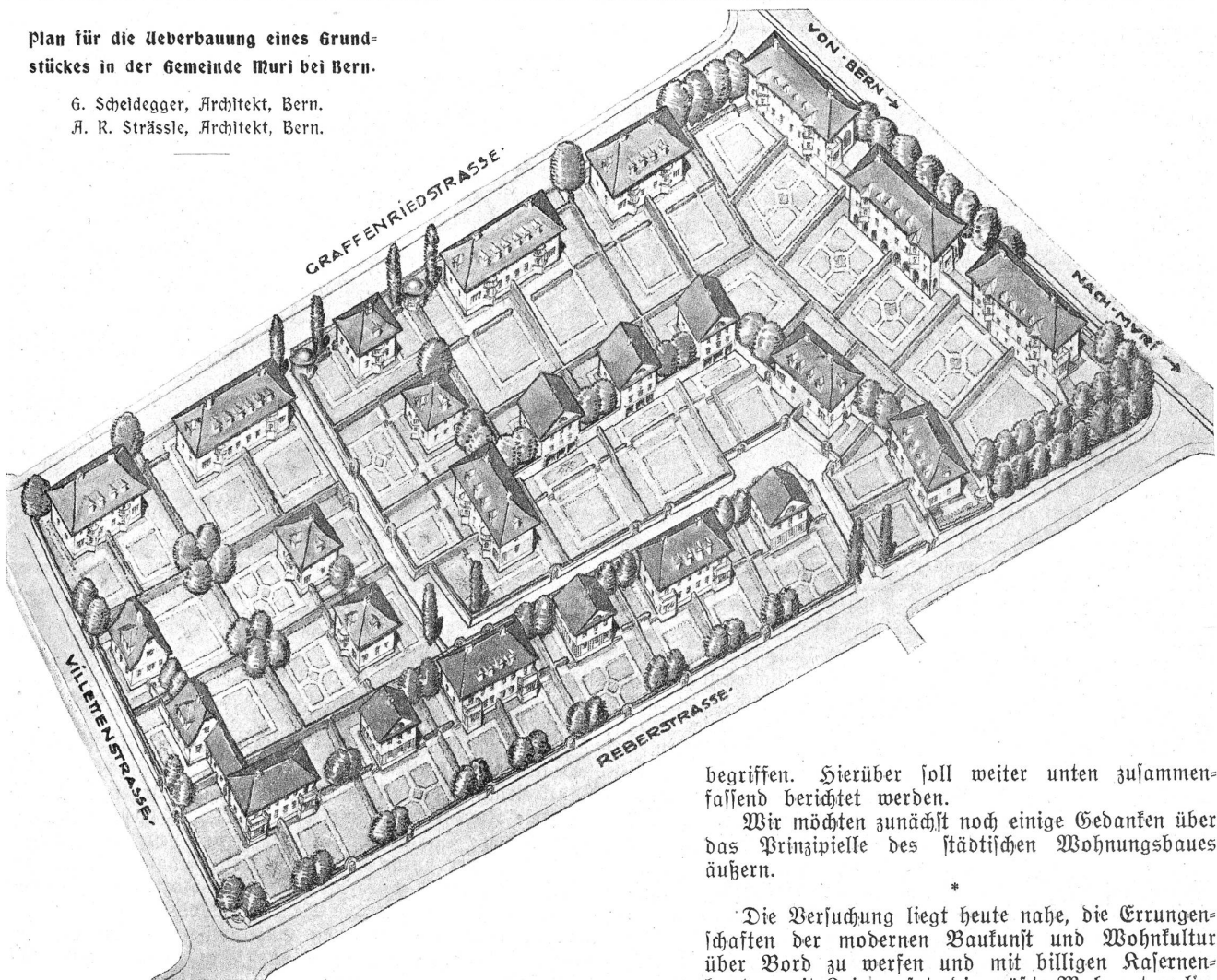
Überbauung des Schöenberg. — Architekten Scherler & Berger, Bern.

Bautypus: einzelfstehendes Einfamilienhaus mit 5 Zimmern und Wohndiele.

**Plan für die Ueberbauung eines Grundstückes in der Gemeinde Muri bei Bern.**

G. Scheidegger, Architekt, Bern.

A. R. Strässle, Architekt, Bern.



begriffen. Hierüber soll weiter unten zusammenfassend berichtet werden.

Wir möchten zunächst noch einige Gedanken über das Prinzipielle des städtischen Wohnungsbaues äußern.

\*

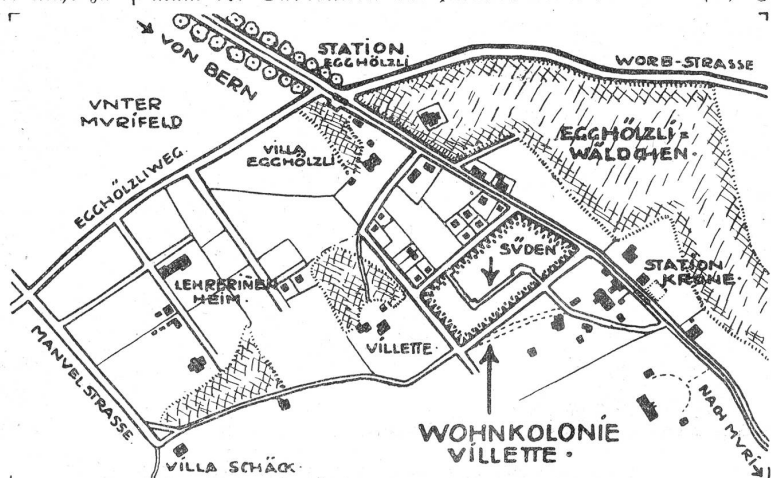
Die Versuchung liegt heute nahe, die Errungenschaften der modernen Baukunst und Wohnkultur über Bord zu werfen und mit billigen Kasernenbauten, mit Kriegersatz, die größte Wohnnot zu lindern. Dafür spricht die Dringlichkeit, dagegen die Vernunft und die Menschlichkeit. Nichts dauert so lange wie das Provisorium und an Provisorischem haben wir in dieser Hinsicht übergenug. Zum Glück haben wir einen freien Architektenstand, der mit seinen Lebensinteressen für den baulichen Fortschritt und gegen den Rückschritt engagiert ist.

Seit Jahren stellt man in Architektenkreisen die Notwendigkeit fest, die Städte nach einem wohlstudierten Plane zu erweitern. Es wäre zu begrüßen gewesen, wenn das Maximum der Subvention nur jenen Gemeinden in Aussicht ge-

Grundpfanddarlehen von 12 Millionen in Aussicht, knüpfen aber an jeden Subventionsfall die Bedingung, daß auch der Kanton zu einer gleich großen Leistung sich verpflichte. Im Kanton Bern hinwieder bestimmt ein Regierungsbeschluß, daß die Gemeinden sich zur Hälfte an der Kantonsleistung beteiligen. Immerhin kann heute ein Bauherr unter bestimmten Voraussetzungen (wenn der Kostenaufwand 3000 Franken übersteigt, wenn sein Bau in hohem Maße Wohngelegenheit und Arbeitsgelegenheit schafft, wenn er hygienisch und ästhetisch ist und wenn der Bauherr nicht zu gut situiert ist) auf eine Subvention von maximal 30 % der Totalbaukosten (Bauplatz nicht eingerechnet) und auf ein vierprozentiges Darlehen zweiter Hypothek von 20 % von Bund, Kanton und Gemeinde rechnen.

Diese Subventionsbeschlüsse haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Die private und gesellschaftliche Bautätigkeit hat einen starken Impuls erfahren. Das angestaute Baubedürfnis macht sich unter dem Anreiz der Subventionsversprechen schier explosionsartig in zahllosen Bauprojekten Luft. Gar viele halten der näheren Prüfung nicht stand. Die Unsicherheit der Zeit wirkt lähmend. Die in Aussicht stehenden neuen Beamtenbesoldungen können erst anspornend wirken, wenn sie gesichert sind und wenn nicht mit einer immer noch steigenden Geldentwertung gerechnet werden muß.

Immerhin sind heute an zahlreichen Stellen der Stadtperipherie Wohnkolonien im Entstehen



Situationsplan-Skizze zur Wohnkolonie „Vilette“ bei Muri.

stellt worden wäre, die einen solchen Großbebauungsplan aufweisen können. Auch Bern besitzt unseres Wissens noch keinen offiziellen Bebauungsplan für Groß-Bern. Man wird später mit schlechtem Gewissen das Versäumte nachholen müssen, wenn Verschiedenes schon verpfuscht sein wird.

Immerhin stehen gewisse Prinzipien des Stadtbaues schon von der Vorkriegszeit her unerschütterlich fest. Die Gartenstadtbewegung ist nicht ohne Einfluß geblieben. Man meidet heute die kompakte Bauweise und strebt nach der aufgelockerten städtischen Siedelung; man will möglichst viel Grün in die Stadt hineinnehmen mit dem Blick in die freie Landschaft als erwünschte Zugabe. Wir identifizieren heute mit Recht die Kultur, die uns die Mietskasernen brachte, mit der Kultur, die die Menschheit in den Weltkrieg trieb. Die Mietskasernen ist das Mistbeet des Masseninstinktes, der Massenlaster, des Massenhasses und der Massenpsychose. Sie ertötet die feinen individuellen Seelenkräfte. Die dezentralisierte Siedelung ist die Voraussetzung zur neuen Kultur.

Indessen darf die Auflockerung der Wohnstätten nicht zu einer neuen Gleichförmigkeit führen. Wir müssen auch hier, wie im politischen Zusammenleben, zum Föderativsystem gelangen, d. h. zum Zusammenschluß kleiner natürlicher Wohngruppen, dem altgermanischen Prinzip der Sippen-siedelung ähnlich. Irgendein gemeinsames ideelles oder materielles Interesse muß das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb einer Wohngruppe vermitteln.

Wie der modernen empfindende Architekt diese psychologischen Argumente architektonisch auswertet, dies möchten wir an der Hand zweier Beispiele erörtern. Sie stehen uns zufällig zur Verfügung, und wir möchten damit keine Propagandazwecke verbinden.

Das eine Beispiel betrifft die in Ausführung begriffene Ueberbauung des westlichen Teiles der Schönbergsiedlung, d. h. des Hügels zwischen dem alten und neuen Schokhalde-Primarschulhaus. Die Einheit der ganzen Wohnkolonie ist durch die einschließenden Straßenzüge betont, die Untergruppierung aber durch das Terrain vorgezeichnet. Der Westabhang bildet die kleinere Gruppe, der Südatnachhang die größere. Letztere ist durch einen schmalen Quartierweg aufgeschlossen. Es handelt sich hier um eine glückliche Aufteilung eines für Bauzwecke sehr günstigen Geländes. Das Verdienst der Architekten besteht darin, daß sie der Natur keinerlei Zwang antaten, daß sie im Gegenteil durch möglichste Schonung des Baumbestandes, namentlich bei der alten Laubeggbesiedlung, und durch Verwendung heimatlicher Bauformen (Bernerstil) ein neues, hübsches, belebtes Wohnquartier zu schaffen im Begriffe sind.

Noch besser sind diese Bestrebungen im zweiten Beispiele veranschaulicht. (Vergleiche Planperspektive oben S. 18 und das dazugehörige Situationspländchen.) Hier handelt es sich um die Aufteilung eines ziemlich ebenen Bauterrains.

Die schlechte Praxis geht dabei etwa so vor: Der Landbesitzer verkauft an jeden beliebigen Bauinteressenten Stück um Stück seines Bodens. Diese legen nach ihrem Gutdünken die Häuser drauß, die ihrem Geschmack und ihrer Finanzkraft angemessen sind. Es entsteht ein Pilzquartier schlimmster Art. Von gegenseitiger Rücksichtnahme keine Spur. Der eine setzt sich dem andern mit einer möglichst häßlichen Rehrseite vor die Nase.

Nicht viel besser kommt die Geschichte heraus, wenn die Ueberbauung nach dem Plane eines Dilettanten der Baukunst geschieht, der geometrisch vorgeht, das Stück Land in schachbrettförmige Parzellen einteilt und darauf in möglichst gleichmäßigen Abständen möglichst gleichartige oder auch möglichst ungleichartige Häuschen hinstellt. Der Eindruck tödlicher Langweile ist unausweislich; er muß sich auf die Menschen übertragen, die dort wohnen, und ihnen ein fatales Gepräge geben.

Ganz anders wird ein Architekt diese Aufgabe anpacken, der auf der Höhe seines Berufes steht. Er wird eine Wohnkolonie schaffen, die sich als Einheit fühlt, die den lärm-

menden Verkehr, den Staub und Gestank und andere unliebsame Störungen von sich fernhält. Wie nach außen das Prinzip „Rühr mich nicht an“, so gilt nach innen das der gegenseitigen Rücksichtnahme. Gemeinsam ist allen das Interesse am Genuße der grünen Fläche innerhalb und außerhalb der Wohnkolonie. Darum legt der Architekt möglichst große Grünflächen zusammen und gruppiert die Häuser so darum, daß jeder Hausbesitzer den ganzen Ueberblick über diese Fläche vor Augen hat. Die Häuser sind so gestellt, daß sie dem Hintermann den Ausblick auf die Berge freilassen.

Mit dieser Untergruppierung erreicht der Architekt die Mannigfaltigkeit in der Einheit, die Wirkung, die alle Kunst erstrebt. Auch die psychologischen Vorteile fallen ihm so zu: Die Gruppierung verbindet zu Wohnräumen, zur Wohngemeinsamkeit. Die Bauten, die über diese intimen Wohnräume dominieren, geben ihnen die individuelle Note, die „Wohnseele“. Schöne und originelle Bauformen prägen sich tief in die Kinderseele ein. Sie schaffen mit den Erlebnissen, die die engere und weitere Wohnnachbarschaft vermittelt, das Heimatgefühl; dieses wiederum ist das Grundgefühl allen Volkstums.

Unsere Perspektive zeigt auch, wie die unproduktive Weganlage auf ein Minimum beschränkt werden kann. Der das Quartier aufschließende Weg wird allen Verkehrsbedürfnissen gerecht. Wagen finden in den erweiterten Gehren die Möglichkeit des Passierens. Die Wegerweiterungen sind für die Buben und Mädel willkommene Spielplätze. Der Weg führt durch zwei Wohnhöfe. Seine Einführung in diese Wohnhöfe ist immer an einer Ecke angeordnet. Hier eröffnet sich dem Kommenden gleich ein angenehmer Tiefenblick und Ueberblick. Man beachte rechts im Vordergrund die Gruppierung beim Eingang des Quartierweges. Die zurücktretenden Häuser machen dem Eintretenden Platz; sie laden ihn herein: „Komm, schau, wie das heimelig ist bei uns drinnen!“

H. B.

(Schluß folgt.)

## Heimat.

Die grünen Hügel träumen  
Wohl in der stillen Nacht.  
Der Schlaf hat Strauch und Bäumen  
Die Augen zugemacht.  
Ein Hauch schwebt durch die Wälder.  
Was ist das für ein Klang?  
Die Wipfel summen leise  
Den alten neuen Sang:  
Heimat!

Im stillen Dorf am Hügel  
Schläft manches schöne Haus.  
Es gehn im weißen Flügel  
Die Engel ein und aus.  
Sie ziehn mit frommen Händen  
Im Turm den Glockenstrang,  
Und durch das Dunkel zittert  
Der alte neue Klang:  
Heimat!

Die weißen Berge blinken  
Im ersten Sonnenstrahl.  
Die flammenden Gipfel winken  
Den Morgengruß ins Tal.  
Da öffnen sich tausend Lippen.  
Hörst du den rauschenden Klang?  
Weit über Tal und Hügel  
Tönt jauchzend der Gesang:  
Heimat!

Hans Rhyh.